

II.

Die Mädchen von Tahiti.

Das Gebet war aus, das laute feierliche Amen scholl durch die Wipfel der Palmen nach See zu, sich draußen mit der Brandung Rollen zu mischen. Mit dem Amen aber schien es auch, als ob der Zauber gebrochen wäre, der den leichten, fröhlichen Sinn der Inselaner bis dahin so merkwürdig und außergewöhnlich fest im Baum gehalten, und wie denn auch der Eingeborene nie so recht tief den Ernst einer feierlichen Stunde fühlt, sprang er im Nu zurück in sein alltäglich Leben.

„Hierher, Maïre, hierher und fort mit uns,“ Klang der fröhliche Laut — „komm hinunter zum Guïavenbach: tief versteckt da im Busch und Laub tanzen wir. Heute sehen's die Mitonares nicht, denn großes Essen ist immer, wenn sie eine Zeit lang gebetet haben.“

„Aber die Andern schwätzen,“ sagte Maïre, unschlüssig zur Schwester aufsehend, „und nachher, arme Maïre; Vater Nu-e hat mir so schon die Hölle versprochen, und er schickte mich grad' hinein, fände er mich.“

„Bah — bah — bah,“ lachte die Andern und schüttelte mit dem Kopf — „da, hier und hier“ — auf Mund und Herz zeigend — „das ist fromm, das hat Religion und das ist genug — alles Andern aber ist frei, Maïre; und rasch nun, Mädchen, denn wir versäumen den Spaß.“ — Und wie ein paar aufgeschreckte Mehe flohen die Beiden, von vielen Andern jetzt gefolgt, erst seitwärts in den Drangenhain, um dann hinter den Gärten weg nicht dem Blick mancher „Kirchgänger“ ausgefetzt zu sein, die Aergerniß nehmen und die Fröhlichen verrathen könnten. — Und wie das Klang und sang und summt und schwirrte unter den Bäumen und